

PETRA RESKI

MAFIA

Von Paten, Pizzerien und falschen Priestern

Knaur Taschenbuch Verlag

Besuchen Sie uns im Internet:
www.knaur.de



Vollständige Taschenbuchausgabe Dezember 2009
Knaur Taschenbuch

Ein Unternehmen der Droemerschens Verlagsanstalt
Th. Knaur Nachf. GmbH & Co. KG, München.

Copyright © 2009 by Droemer Verlag

Ein Unternehmen der Droemerschens Verlagsanstalt
Th. Knaur Nachf. GmbH & Co. KG, München.

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise – nur
mit Genehmigung des Verlags wiedergegeben werden.

Umschlaggestaltung: ZERO Werbeagentur, München

Umschlagabbildung: Shobha über www.contrasto.it

Druck und Bindung: CPI – Clausen & Bosse, Leck

Printed in Germany

ISBN 978-3-426-78162-3

2 4 5 3 1

Für Shobha

VORWORT ZUR TASCHENBUCHAUSGABE

Die Sonne scheint, und ein leichter Frühlingswind fährt in die Roben der Anwälte, als wir zur Verhandlung im Oberlandesgericht gehen. Es ist ein eindrucksvolles Gebäude, mit Wandelgängen, breiten Treppenaufgängen und hohen Decken.

Noch bevor ich die Architektur weiter bewundern kann, haben wir bereits den Gerichtssaal erreicht, vor dessen Tür zwei mit Pistolen und Schlagstöcken bewaffnete Polizisten stehen. Was mich etwas überrascht. Bei der letzten Verhandlung am Landgericht waren keine Polizisten anwesend, schließlich handelte es sich ja auch um keinen Strafprozess.

Ob bei deutschen Oberlandesgerichten inzwischen Polizeischutz üblich ist?, frage ich mich. Schließlich gibt es viele Dinge, die sich in Deutschland verändert haben, seitdem ich in Italien lebe. Ich habe keine Gelegenheit mehr, unseren Anwalt zu fragen. Es sind nur noch wenige Minuten bis zur Verhandlung. Wir betreten den Saal und setzen uns hinter das Schild »Beklagte«. Bei meiner ersten Verhandlung hatte ich mich noch über das Wort gewundert. Was heißt »Beklagte«?, hatte ich mich gefragt. Man kann sich über einen

Missstand beklagen. Über schlechtes Wetter oder über Bestechlichkeit. Man kann sich bei jemandem über jemanden beklagen. Aber man kann keine Person beklagen. Erst nach und nach hatte mir gedämmert, dass ich damit gemeint sein sollte. Neben mir sitzt die Verlegerin, die zweite Beklagte. Wir müssen die Stühle eng nebeneinanderrücken, damit wir beide zusammen hinter das Schild »Beklagte« passen. Im Gerichtssaal herrscht gespannte Stille. Wir sitzen an Resopaltischen, wie Studenten in einem Seminarraum, bereit, die Staatsexamensprüfung für Altfranzösisch abzulegen.

Die Anwälte blättern in ihren Akten, und ich denke daran, wie es war, als ich mein Buch zum ersten Mal in den Händen hielt. Ungeduldig hatte ich die Folie abgerissen, und der Buchrücken hatte etwas geknackt, als ich das Buch aufschlug. Andächtig und furchtsam zugleich hatte ich in den jungfräulichen Seiten geblättert, die nach Papier und Lösungsmitteln rochen. Es ist für mich immer ein intimer Moment, endlich ein Buch in den Händen zu halten, das zuvor nur virtuell existierte, als Word-Dokument oder als E-Mail-Anhang. Es zu befühlen, daran zu riechen – und zu wissen, dass es nun ein eigenes Leben führen würde, unabhängig von mir.

Noch als ich über dem Manuskript gesessen hatte, hatten mich einige deutsche Freunde besorgt gefragt, ob es nicht gefährlich sei, ein Buch über die Mafia zu schreiben. Schließlich müssten in Italien Antimafia-Journalisten unter Polizeischutz leben.

»Aber mein Buch erscheint ja in Deutschland«, hatte ich gesagt.

Im Gerichtssaal herrscht immer noch gespannte Stille. Die beiden Polizisten sitzen vor der Tür, beide tragen viel Gel in den Haaren, einer von ihnen hat so krause Haare, dass ich mich frage, ob es sich um eine Dauerwelle handeln könnte. Sind Dauerwellen für Männer nicht außer Mode?

Die Richterbank ist leicht erhöht, darüber hängt ein Kreuzifix. Ich blicke nach rechts, zur Zuschauerbank, wo ich ein paar vertraute Gesichter entdecke – eine Freundin, eine Journalistin, einen Journalisten. Der Journalist blättert in seinem Notizblock. Ich streiche mit den Händen über den Resopaltisch, der aussieht wie neu. In Italien sind die Gerichtssäle immer etwas ramponiert, und die Mikrophone funktionieren nie. Das wäre hier sicher undenkbar, ganz abgesehen davon, dass der Gerichtssaal klein genug ist, um sich auch ohne Mikrofon zu verständigen.

Aus der Ferne betrachtet, war Deutschland für mich immer jenes Land gewesen, auf dessen Wiesen kein einziges Stück Papier liegt und in dem die Züge pünktlich fahren. Anders als in Italien, wo alles drunter und drüber geht, die Mafia ganze Landstriche aufgefressen hat und bis in höchste politische Ämter vorgedrungen ist. Mit jedem Jahr in Italien war Deutschland für mich sauberer, pünktlicher und unbestechlicher geworden. Und meine italienischen Freunde bestärkten mich in dieser Einschätzung – aus Überzeugung vielleicht oder auch nur aus Liebenswürdigkeit. Sie riefen: »Ah, la Germania! Tutto funziona!«, wenn ich ihnen von Deutschland vorschwärmte: Sie lobpreisten den Bür-

gersinn der Deutschen, das funktionierende Rechtssystem und die aufrechten Politiker, die schon zurücktreten müssen, wenn ihnen auch nur ein Freiflug nachgewiesen werden kann. Nie könnte die Mafia, das dachte ich, in Deutschland wirklich Fuß fassen. Weil die Deutschen, ohne zu zögern und tatkräftig, gegen sie vorgehen würden.

Die Tür hinter der Richterbank ist immer noch geschlossen. Niemand im Gerichtssaal wagt auch nur zu flüstern. Manche räuspern sich. Andere stellen schuld-bewusst ihr Handy aus, Abschiedsmelodien ertönen und verstummen, bis man nichts anderes mehr hört als das Rascheln von Papier. Ich blicke auf das Kruzifix und denke an einen Verhandlungstag im Hochsicherheitsgerichtssaal von Caltanissetta, wo die Prozesse gegen die Attentäter von Giovanni Falcone geführt wurden. Ich saß unter den Journalisten hinter den Anwälten, direkt neben den Käfigen, in denen die Mafiosi saßen. Die Verhandlung dauerte bis in den späten Abend hinein. Ich sah, wie die Anwälte der Mafiabosse Totò Riina und Leoluca Bagarella freundlich mit ihren Mandanten plauderten. Vor den Käfigen hing lediglich eine schmale, weinrote Kordel als Absperrung, die Mafiosi und Anwälte aber keineswegs an ihrem herzlichen Gedankenaustausch hinderte. Durch die Gitterstäbe hindurch reichte man sich die Hände. Spätnachts fuhr ich nach Palermo zurück und dachte die ganze Fahrt über das Gesehene nach. Sollte so eine Hochsicherheitshaft aussehen?, fragte ich mich. Dann kann

man sie ja gleich zu Hausarrest verurteilen. Was in Italien im Übrigen tatsächlich durchaus üblich ist. Ganz so, als handele es sich nicht um Mafiabosse, sondern um Kinder, die sich schlecht benommen haben. Ich war überzeugt, dass so etwas in Deutschland nie möglich wäre.

Endlich geht die Tür hinter der Richterbank auf, und das Gericht zieht ein, eine Richterin und zwei Beisitzer. Ich springe von meinem Stuhl auf, wie alle anderen Anwesenden bin auch ich darum bemüht, dem Gericht Respekt zu erweisen. Stühle rücken, und unter der Richterbank knarrt das Holzpodest, als die Richter Platz nehmen. Der Journalist auf der Zuschauerbank klickt mit seinem Kugelschreiber. Neben ihm liegt mein Buch auf dem Tisch.

Nur einen Tag nachdem ich zum ersten Mal in meinem Buch geblättert hatte, ging ich in Deutschland auf Lesereise.

Ich las in Buchhandlungen, Stadtbüchereien und auf Literaturfestivals. Oft spürte ich hinter den Fragen der deutschen Leser und der Journalisten die Überzeugung, der zufolge die Mafia sehr weit weg sei. Mafia, das war für sie ein folkloristisches Phänomen, mit dem vor allem rückständige Dörfer in Süditalien geschlagen waren, mit unverständlichen Riten, archaischen Blutfehden und, warum auch nicht, mit Liedern, zu denen die Mafiosi in ihren Verstecken tanzten, Lieder, die man in Deutschland gerne mit einem leichten Schaudern als Partymusik hörte. Ganz so, als sei die Mafia

ein kleines unterdrücktes Völkchen, das nichts anderes will, als sein Brauchtum zu pflegen.

Ich versuchte den Lesern klarzumachen, was ich von den Staatsanwälten in Reggio Calabria, Palermo und Neapel wusste: dass sich die Mafia bereits seit Jahrzehnten bestens an die Gegebenheiten in Deutschland angepasst hat – weil ein Mafioso in Deutschland weder in öffentlichen Lokalen noch zu Hause abgehört werden kann, weil Mafiazugehörigkeit im deutschen Recht anders als in Italien nicht strafbar ist und weil die Geldwäsche in Deutschland ungleich einfacher ist, da der Mafioso in Deutschland keineswegs nachweisen muss, dass das von ihm investierte Geld aus sauberen Quellen stammt. Anders als in Italien, wo mit dem Pio-La-Torre-Gesetz erreicht wurde, dass einer Person, die auch nur im Verdacht steht, zur Mafia zu gehören, die Güter konfisziert werden können. Ich sprach darüber, dass der Paragraph der kriminellen Vereinigung keineswegs den der Mafiazugehörigkeit ersetze, weil einer kriminellen Vereinigung ja die Vorbereitung eines speziellen Delikts nachgewiesen werden muss. Wobei sich die Mafia in Deutschland nur in Ausnahmefällen in die Gefahr eines konkreten Tatverdachts begibt – das Massaker von Duisburg im August 2007 war ein Betriebsunfall, den sie gerne wieder vergessen machen möchte. Ich erklärte, dass ein Europa ohne Grenzen nicht nur für Urlauber, sondern vor allem auch für die Mafia gelten würde.

Und die Leser sahen mich an, als würde ich sie vor einer in der Ferne aufziehenden Giftwolke warnen.

Eine Giftwolke, von deren Auswirkungen sie jedoch nichts zu befürchten hätten, wenn sie das Haus nicht verlassen würden. Dann fragten sie mich: Sind Sie von der Mafia schon einmal bedroht worden?

Das war die Frage, die mir am häufigsten gestellt wurde. Ganz so, als sei es völlig natürlich oder mindestens erwartbar, dass ein Journalist, der sich mit der Mafia beschäftigt, sein Leben riskiert.

Ich antwortete zögerlich auf diese mir unangenehme, fast zu intime Frage. Tatsächlich bin ich im Laufe meiner Recherchen zwei Mal bedroht worden: einmal in Corleone. Und einmal in Kalabrien, in San Luca, jenem Ort, aus dem die Killer des Massakers von Duisburg stammten. Dort war ich bedroht worden, weil ich mich auf dem ureigensten Territorium der Mafia befand, erklärte ich.

Im Gerichtssaal plädieren nun die Anwälte. Es herrscht angespannte Stille im Saal. Der Journalist beugt sich wie ein Schulkind über seinen Block und schreibt mit, und ich denke an meine Lesung in Erfurt. Das Buch war seit fast zwei Monaten auf dem Markt und nicht mehr ganz so jungfräulich. Ich hatte in meinem Exemplar mit Bleistift herumgekritzelt, es klebte voller Postits und war an den Ecken schon etwas abgestoßen. Als ich durch die schönen Straßen von Erfurt zur Buchhandlung lief, dachte ich daran, wie ich mich in San Luca darüber gewundert hatte, dass dort so viele Autos mit dem deutschen Kennzeichen EF – für Erfurt – durch das Dorf gefahren waren.

Wenige Tage vor meiner Lesung in Erfurt hatte der Verlag ein Schreiben einer Kanzlei bekommen, die eine Klage androhte, falls mein Buch mit den Passagen über ihren Mandanten weiter verbreitet würde. Es war bereits die dritte einstweilige Verfügung, die mir drohte – und tatsächlich erwartete mich vor der Buchhandlung eine Gerichtsvollzieherin. Sie übergab mir einen Brief, der diese Verfügung enthielt.

Das war nicht unbedingt ein guter Auftakt für eine Lesung, zumal in der Buchhandlung etwa hundert Leute auf mich warteten. Ich riss den Brief auf und überflog ihn. Dann betrat ich die Buchhandlung. Der Buchhändler hatte für die Lesung einen Moderator engagiert – das ist nicht unbedingt üblich, aber auch nicht ungewöhnlich. Der Moderator war ein umfangreicher Herr und begrüßte mich mit den Worten, dass mein Buch ja voller Unwahrheiten stecke. Und dass er ein guter Freund jenes Klägers sei, dessen einstweilige Verfügung ich gerade in der Hand hielt.

Tja, sagte ich.

Ich hätte ihm gerne gesagt, dass es sein gutes Recht sei, mein Buch nicht zu mögen. Ich hätte ihm gerne vorgeschlagen, auf die Moderation zu verzichten, aber es war eine Minute vor acht, und die Zuhörer scharrten schon ungeduldig mit den Füßen. Er habe viele gute Freunde in Neapel, sagte der Moderator dann noch, und ich antwortete: Ich auch.

Dann las ich. Ich las das Stück über meine Reise nach San Luca, und ich las die Passage über die Geldwäsche in Deutschland. Das, was die deutschen Fahn-

der »Beweislastumkehr« nennen. Und worum sie die italienische Gesetzgebung beneiden: Nicht die Polizei muss dort nachweisen, dass das Geld schmutzig ist, sondern vielmehr muss der Investor beweisen, dass sein Geld sauber ist.

Nach meiner Lesung leitete der umfangreiche Moderator die Diskussion mit einem Vortrag darüber ein, dass Geldwäsche in Deutschland überhaupt nicht möglich sei, es sei ihm wirklich schleierhaft, wie ich an diese Informationen gelangt sei, das sei doch abenteuerlich. Daraufhin hob ein distinguiert artikulierender Herr zu einem längeren, mit juristischem Pseudowissen gespickten Vortrag an, der ebenfalls in dem Schluss kulminierte, dass Geldwäsche in Deutschland schlechterdings undenkbar sei. Schließlich meldete sich der ehemalige Erfurter Oberbürgermeister Manfred Ruge zu Wort, der auch die Zeit gefunden hatte, zu meiner Lesung zu kommen. Er hielt sich nicht lange mit einleitenden Worten auf, sondern griff mich gleich frontal an: Jeder hier im Saal wisse, dass ich die geistige Urheberin des ZDF-Films über die Mafia in Deutschland sei, jenes Films, in dem man ihn dazu gebracht habe, Dinge zu sagen, die er so ja gar nicht gemeint habe.

Vergeblich versuchte ich ihm klarzumachen, dass er meinen Einfluss etwas überschätze und ich keineswegs mit dem ZDF-Film zu tun gehabt hätte, die Kollegen hätten unabhängig von mir recherchiert, waren aber offenbar zu dem gleichen Ergebnis gekommen wie ich, nämlich dass sich die Mafia in Deutschland seit Jahrzehnten bestens eingefügt habe. Ich fügte noch an, dass

mir der Vorwurf allerdings schmeichele, weil ich den ZDF-Film für sehr gut hielte.

Ganz offensichtlich bereute er nun jedes seiner Worte, die ihm vor laufender ZDF-Kamera von den Lippen geperlt waren.

Nach dem ehemaligen Erfurter Bürgermeister fühlten sich einige der im Saal befindlichen Italiener berufen, das Wort zu ergreifen. Ein Herr mit Fliege stand auf und hob zu einer langen Verteidigungsrede meiner Kläger an, die doch wertvolle Mitglieder der Gesellschaft seien, und dass alles, was ich in meinem Buch unter Berufung auf Dokumente der italienischen und deutschen Polizei geschrieben hätte, frei erfunden sei – ich also die Ehre der zitierten Herren befleckt hätte. Der Herr gefiel sich sichtlich bei seinem Vortrag – weshalb er am Ende Beifall heischend auf einige neben ihm sitzende Männer blickte und dann sagte: »Ich bewundere Ihren Mut, ich bewundere sehr Ihren Mut, ich bewundere ganz außerordentlich Ihren Mut, Frau Reski.«

Derartig beflügelt, fühlten sich auch die neben ihm sitzenden Italiener angespornt, sich zu Wort zu melden, sie sprachen allerdings nur schlecht Deutsch, weshalb sie mich auf Italienisch als Lügnerin beschimpften und schließlich riefen: »Sie sind die Mafiosa hier!« Ich konnte ihre Gesichter nur schlecht sehen, denn ich stand die ganze Zeit im Licht, und die anderen saßen im Dunkeln.

Das Publikum hatte bis zu diesem Zeitpunkt wie erstarrt dagesessen, so verschreckt, wie es Tiere sind,

wenn sie spüren, dass Gefahr im Verzug ist. Jetzt aber riefen sie: Wer sind Sie? Was soll das alles hier? Es kam zu tumultartigen Szenen, und es dauerte lange, bis der umfangreiche Herr sich auf seine Rolle als Moderator besann und zur Ruhe aufrief. Am Ende der Veranstaltung kamen sowohl deutsche als auch italienische Leser auf mich zu und fragten mich besorgt, ob ich allein in Erfurt sei, und ob sie mich ins Hotel begleiten könnten.

Abends in meinem Hotelzimmer dachte ich noch lange über das Geschehene nach. Ich wusste, dass es ein Wendepunkt war, nicht nur für mich. Mein Buch war zu einem Zeitpunkt erschienen, als die Mafia, speziell die 'Ndrangheta, gerade hart daran arbeitete, wieder in die Unsichtbarkeit abzutauchen. Die Deutschen wieder in den tiefen Schlaf zu wiegen, aus dem die Morde von Duisburg sie hatten aufschrecken lassen.

Im Gerichtssaal plädiert nun der Anwalt des Klägers. Mir kommt es vor, als beabsichtige er, mich zu hypnotisieren. Keine Sekunde scheint er den Blick von mir abzuwenden, während er seine Rede vorträgt. Das bringt die Richterin auf, weshalb sie den Anwalt auffordert, nicht zu mir, sondern zum Gericht zu blicken, während er spricht: »Darauf legen wir Wert«, sagt sie.

Der Journalist macht sich Notizen und blättert ab und zu in meinem Buch. Als ich es zum ersten Mal mit den gerichtlich erwirkten geschwärzten Passagen in der Hand hielt, wirkten diese schwarzen Seiten auf

mich etwas seltsam unwirklich, ganz so, als sei dieses Buch aus dem Untergrund aufgetaucht. Als handle es sich um ein Buch, dessen Lektüre gefährlich sein könnte. Auch diese Taschenbuchausgabe hat geschwärzte Seiten. Ich erwarte jedes Mal, dass meine Finger schwarz bleiben, wenn ich darüberstreiche.

Kurz nach dem Vorfall während der Lesung in Erfurt berichteten einige deutsche Zeitungen über meinen Fall – und ich dachte wieder an jenen Moment, als ich mein Buch zum ersten Mal in Händen hielt. Ich hatte zwar erwartet, dass es ein eigenes Leben führen würde, nicht aber, dass sich mein Buch in einen »Fall« verwandeln könnte. Italienische Journalisten wurden aufmerksam und berichteten mit Erstaunen über die Seltsamkeit, dass ein Mafiabuch in Deutschland nur mit geschwärzten Passagen erscheinen durfte. Schwärzungen, die Inhalte betreffen, welche von der italienischen Presse bereits hinlänglich dokumentiert worden waren – ohne ein juristisches Nachspiel zu haben.

Schließlich legt das Gericht eine Beratungspause ein, und ich denke an all die kleinen, flackernden Signalraketen, die nach meiner Lesung in Erfurt abgeschossen wurden. Anrufe bei meinem Verlag, Briefe, Mails. Wenig vertrauenerweckende Personen, die vorgaben, mich belehren zu wollen. Die deutsche Polizei riet mir, die Tür zu meiner Wohnung in Deutschland durch eine gepanzerte zu ersetzen. Und vor meine Fenster Panzerglasscheiben zu hängen.

Freundinnen aus Deutschland riefen mich besorgt

an und hinterließen auf meinem Anrufbeantworter ein hilfloses »Mensch, pass bloß auf dich auf«, ganz so, als würde ich notorisch vergessen, vor dem Überqueren einer Straße nach rechts und links zu blicken. Ein Freund gab mir den Ratschlag, immer zu überprüfen, ob die Radmuttern meines Autos auch fest genug angezogen seien. Glücklicherweise habe ich kein Auto. Ich lebe in Venedig.

Während der Beratungspause traut sich niemand im Gerichtssaal, laut zu sprechen. Der Kläger murmelt seinem Anwalt etwas hinter vorgehaltener Hand ins Ohr, der Journalist blättert in einer Zeitung, und die beiden bewaffneten Polizisten knacken mit den Fingergelenken. Flüsternd frage ich unseren Anwalt, ob bewaffnete Polizisten bei einer Verhandlung am Oberlandesgericht üblich seien. Er schüttelt den Kopf. Offenbar hat die Richterin den Polizeischutz angeordnet.

Ich blicke auf die Uhr und frage mich, wie lange die Beratungspause dauern mag. Wenn sich das Gericht zwei, drei Stunden lang berät, verpasse ich mein Flugzeug. Und ich sehne mich nach Italien zurück. Wenigstens muss ich hier niemandem erklären, was eine Mafiadrohung ist. Und ich muss auch niemandem erklären, was die 'Ndrangheta ist. Selbst mein Gemüsehändler würde mich verstehen. Das ist das bittere Ergebnis der blutigen Geschichte Italiens. Fast jedem Antimafia-Gesetz ging ein Mord an einem Staatsanwalt voraus. Weshalb ein bayerischer Ermittler zu mir sagte: »Wir

haben in Deutschland keine toten Richter und keine toten Staatsanwälte. Sonst sähe die Gesetzgebung anders aus.«

Im Gerichtssaal wird es langsam immer unruhiger. Offenbar macht das Gericht gar keine Anstalten, wieder zurückzukehren. Die Anwälte fangen an, ihre Unterlagen wieder in ihre Aktentaschen zu stecken. Das Urteil, so heißt es, könne später telefonisch erfragt werden. Schließlich verlassen wir den Gerichtssaal. Durch die hohen Fenster fällt das helle Frühlingslicht auf die Resopaltische, auf das Kruzifix, auf die leere Richterbank. Die Polizisten warten, bis die Letzten den Saal verlassen haben.

Auf dem Flur hinter dem Gerichtssaal legt der Kläger unserem Anwalt die Hand auf den Arm und sagt gönnerhaft zu ihm: »Und richten Sie ihr aus, dass sie das nächste Mal mit sechs Polizisten kommen soll.«

MARCELLO FAVA

Es ist immer hässlich, bei einem Mord anwesend zu sein. Besonders, wenn es sich dabei um eine Person handelt, die du kennst. Und wenn du nicht weißt, warum diese Person gerade stirbt oder gestorben ist. Du weißt es nicht, und du wirst es auch nie erfahren. Denn wenn du als normaler Soldat handelst, wie wir das in der Cosa Nostra nennen, dann geben sie dir keine Erklärungen.

Der Mann trägt sein dunkelblondes Haar gescheitelt. Er hat wasserblaue Augen, ein kleines Doppelkinn und die Lippen einer Frau. Er ist in einen nachtblauen Zweireiher mit goldenen Knöpfen gehüllt und balanciert unbeholfen einen Aktenkoffer auf den Knien.

Er schaut auf seine Uhr und auf die Abflugtafel unseres Fluges von Venedig nach Palermo. Die angekündigten zwanzig Minuten Verspätung sind fast vorbei. Als die Stewardess das Gate öffnet, steht er auf und zieht sich den Stoff seines Anzuges über den Knien glatt. Er wirkt seltsam altertümlich. So wie Sizilianer oft wirken, wenn sie das Leben nach Norden gespült hat – ganz so, als entstammten sie längst vergangenen

Zeiten. Sicher trägt er ein Hemd mit Monogramm. Sizilianer zelebrieren Eleganz mit heiligem Ernst, etwa so wie der Geschäftsmann im Nadelstreifenanzug, der vor dem Gate auf und ab schreitet und in der Hand einen kleinen, erloschenen Zigarillo hält. Ganz wie in *Die Ehre der Prizzis*. Oder die Frau mit den großen Ohringen und den halterlosen Strümpfen, deren Strumpfbänder sich unter ihrem engen Rock abzeichnen, wenn sie die Beine überschlägt. Ganz wie Sophia Loren in *Gestern, heute, morgen*. Oder das alte Ehepaar, das aussieht wie die Komparsen einer Dolce&Gabbana-Werbekampagne: die Frau mit Haarknoten, in ein schwarzes Kostüm gekleidet, der Mann in einem groben, karierten Jackett – ein Ehepaar, das sich nur flüsternd miteinander verständigt und dem man ansieht, dass es sein Dorf nur einmal im Jahr verlässt, um den Sohn zu besuchen, der im Veneto Arbeit gefunden hat. Was die Eltern für einen schweren Schicksalsschlag halten. Außer diesen sichtbaren Sizilianern gibt es noch die Unsichtbaren, die in Venedig überhaupt nicht sizilianisch aussehen, ganz so, als seien sie fern von Sizilien verblasst. Und die sich während des Fluges verwandeln. Die mit jeder Flugminute, die sie näher nach Sizilien bringt, wieder ihre ursprüngliche Farbe annehmen.

Der Mann im nachtblauen Zweireiher hat als Erster den Flughafenbus bestiegen, er hat den kleinen Aktenkoffer nicht auf dem Boden abgestellt, sondern trägt ihn unter dem Arm, was ihm etwas seltsam Ängstliches gibt, wie ein Kind, das zum ersten Mal auf Reisen geht.

Meist wird das Opfer von einem Freund in ein Haus gebracht, möglichst von seinem besten Freund, damit es sich sicher fühlt. Dann ergreift man ihn, und wenn er noch etwas zu sagen hat, dann sagt er es jetzt. Ich möchte den sehen, der nicht spricht, mit einer Schlinge um den Hals. Aber egal, ob er spricht oder nicht, umgebracht wird er auf jeden Fall.

Als wir das Flugzeug besteigen, verliere ich ihn aus den Augen. Die Sizilianerin mit den Strumpfbändern wiegt sich durch die Reihen zu ihrem Platz. Das alte sizilianische Ehepaar schleppt so viele Plastiktüten und verschürte Pakete durch den Gang, als beabsichtige es, seinen gesamten Hausrat im Gepäckfach zu verstauen. Bis auf ein paar übergewichtige amerikanische Touristen, die sich durch die engen Sitzreihen quälen, ist das Flugzeug voller Italiener, meist Geschäftsreisende.

Ich nehme von Venedig aus immer den Abendflug nach Palermo, es gefällt mir, in der Nacht anzukommen, gerade noch früh genug, um zu Abend zu essen. Als ich bereits sitze, schicke ich noch zwei SMS, eine an Salvo, den Taxifahrer meines Vertrauens, eine an Shobha, die Fotografin, mit der ich schon so lange zusammenarbeite, dass uns ein fast eheähnliches Verhältnis verbindet. Ich kündige an, dass wir zwanzig Minuten Verspätung haben, und bitte Shobha, für uns einen Tisch im Restaurant zu reservieren.

Wie immer nehme ich mir vor, auf dem Flug noch etwas zu arbeiten, und beginne, in meinem Archivmaterial zu blättern. Dann ziehe ich aus meiner Tasche

das Buch über das Geheimnis des roten Kalenders von Staatsanwalt Paolo Borsellino hervor. Als ich es aufschlage, habe ich sofort das Gefühl, als würde jemand mitlesen. Der sizilianische Verfolgungswahn setzt schon ein, wenn ich noch gar nicht in Sizilien bin. Jedes Mal, wenn ich nach Palermo fliege, frage ich mich, ob es klug ist, im Flugzeug in Artikeln über Bosse, Investitionsstrategien der Mafia oder Vorträgen über Mafia und Macht zu blättern. Oder gar die Zeitung *Antimafia 2000* zu lesen, eine Zeitung, die Abonnenten stets in einem auffällig neutralen Umschlag geschickt wird, ganz so, als handele es sich um Pornohefte. Manchmal verspüre ich eine gewisse Aufsässigkeit und denke: Mir doch egal. Schließlich leben wir in Europa und nicht in Transsintrien! Italien ist Gründungsmitglied der EU! Und manchmal klappe ich mein Buch wieder zu und stecke es weg. So wie jetzt.

Als der Mann im nachtblauen Zweireiher in der gleichen Reihe wie ich Platz nimmt, blättere ich bereits gelangweilt im Bordmagazin, in dem davon die Rede ist, dass eine Wohnung in Venedig goldene Eier lege, weil man sie als Ferienwohnung das ganze Jahr über vermieten könne. Er nickt mir freundlich, aber unbetiegt zu, so wie man eine Fremde grüßt, mit der man nicht mehr als die Flugstrecke gemein hat. Der Sitz zwischen uns ist leer, und der Mann stellt seinen Aktenkoffer dort ab.

Bevor ich jemanden umbringen musste, bekreuzigte ich mich. Ich sagte: Lieber Gott, steh mir bei! Mach,

DIE MAFIA-ORGANISATIONEN IN ITALIEN

